

## Lautschrift.

Aegypten ist der classische Boden der Inschriften und der Schrift. In keinem Lande sind jene so häufig, so umfangreich, so mannigfach an Inhalt, so fast eigentliche Literatur gewesen, wie hier; und die ägyptische Hieroglyphenschrift zeigt uns den ganzen Weg, den der Geist in seinem Streben, das geflügelte Wort festzubannen, genommen hat. Es lag nämlich im conservativen Charakter der Aegypter, jede Stufe der Schriftentwicklung vom wirklichen Bilde an festzuhalten und selbst dann noch nicht aufzugeben, als sie schon die höchste, ein eigentliches Alphabet, errungen hatten. Diese Stufen liegen in der Hieroglyphenschrift neben einander und lehren uns die Geschichte der letztern, wie wir die Bildungsgeschichte der Erde aus dem Stoffe der verschiedenen Schichten oder Lagen erkennen. Sie ist eine heilige und prächtige Schrift. Daneben bestand die hieratische, eine aus den Hieroglyphen gebildete Cursiv-Schrift. Die demotische, eine fernere Abkürzung entstand um die Zeit des Psammetich und unterscheidet sich von jenen beiden principiell in keinem Punkte, stellt aber einen andern Dialekt dar.

Die chinesische Schrift ist bei weitem nicht so vollkommen entwickelt, wie die ägyptische; aber so weit sie es ist, zeigt sie ähnliche Erscheinungen, so daß wir hierin nicht nur eine Bestätigung für die Richtigkeit unserer Auffassung der einen wie der andern finden, sondern uns auch darum für berechtigt halten zu der Annahme, dieser gemeinsame Gang der Entwicklung sei ein der menschlichen Natur nothwendiger gewesen.

In diesen Schriften weht ein ganz anderer Geist, als in denen, die wir oben besprochen haben. Diese sind Nothwerke, Erzeugnisse des Bedürfnisses, erfunden zur Erreichung kleiner Lebenszwecke, zur Befriedigung kleiner Eitelkeit, in niedrigem Aberglauben, immerhin auch zur Aufbewahrung von geschichtlichen Thatsachen, denen nur so wenig geistige Bedeutung

innewohnt. Der Ausgangspunkt der chinesischen und ägyptischen Schrift ist ein von den Räthseln des Alls tief bewegtes religiöses Gemüth, ist philosophische Speculation. Die Schrift wurde bei den Aegyptern gesucht zum Ruhme der Götter, zum Schmucke der Tempel, zum Preise grosser Thaten; von dem Chinesen Fo-hi als Symbol für die metaphysischen Principien.

Wegen der grössern Geistes- und Gemüthstiefe dieser Völker ist ihre Symbolik viel bedeutsamer, nicht blofs dem Grade, sondern der Art nach verschieden. In Amerika wollte man malerische Darstellung von wirklichen oder vorgestellten Vorgängen. Weil sich aber nicht Alles unmittelbar malen läfst, so mußte man Umwege machen, und manches Bild und Zeichen stellte nicht einfach dar, sondern erinnerte an das Darzustellende. Es liegt darum hier oft eine Künstelei vor. Die Knotenschnüre gar, mit ihren nicht blofs an Zahl geringen, sondern noch mehr an eigentlicher Bedeutung leeren Modificationen, setzten gewifs eine sehr bestimmte, auf gewisse Fälle sich erstreckende Verabredung voraus. Der Aegypter dagegen, wie Humboldt (Zusammenh. d. Schrift S. 37.) bemerkt, „suchte nicht Zeichen für Wörter, nicht einmal für Begriffe, noch weniger malerische Darstellungen für etwas Vergangenes, ging mithin nicht von dem zu Bezeichnenden, sondern vielmehr in der nach Symbolen suchenden Geistesstimmung von dem Bilde aus zu dem Gedanken, und endlich dem Worte über. Mochte Dies auch nicht immer geschehen, so machte es doch offenbar einen wesentlichen und den charakteristischen Theil des Hieroglyphensystems aus. Dem symbolisirenden Geiste war die ganze Natur eine grosse Hieroglyphe; jeder Gegenstand forderte ihn auf, einem in demselben angedeuteten Begriffe nachzuforschen. Das Erste in seiner Vorstellung war daher „das Bild“, und aus ihm ward der Begriff gezogen. Die weissen und schwarzen Federn des Ibis lehrten den Aegypter „den Begriff des halb Offenbaren und halb Ungesehenen, worauf man ohne das Symbol wohl schwerlich gekommen wäre“ (das. S. 38.). Ich glaube; es ist bei

uns allgemeines Sprachgefühl, Zeichen und Symbol so zu scheiden, daß wir bei jenem an einen äußerlichen, willkürlich gemachten, Zusammenhang mit dem Bezeichneten, beim fremden Worte an tiefere Mystik, an tiefe Gedanken erinnert werden. Demgemäß kann man wohl sagen, der Amerikaner habe künstlich übertragene Zeichen, welche lediglich der Schrift gehören, zum Behufe derselben gemacht sind. Bei den Aegyptern lag ursprünglich schon das Symbolische in dem abgebildeten Gegenstande selbst. Wie in den Religionen die natürlichen Erscheinungen die Götter zu bilden anregten, so veranlaßte auch die Natur die schriftlichen Symbole. — Der phantasielose, abstracte Chinese liefs sich durch die 64fache Combination von 6 unter einander laufenden Linien, deren jede entweder ganz oder gebrochen war, zu 64 Principien des Alls führen. Wenn nun auch der Zusammenhang dieser Kuas mit den eigentlichen Schriftfiguren dunkel ist, so zeigt doch auch die Bildung der letztern in so vielen Fällen das Streben, das tiefste Wesen des zu Bezeichnenden auszudrücken, wobei sich vorzüglich seine ethischen Anschauungen aussprechen.

An den ägyptischen Gebäuden finden sich auch malerische Darstellungen, die zwar von der eigentlichen Hieroglyphenschrift sowohl ihrem Wesen nach, als auch im Raume streng geschieden sind, dennoch aber andererseits nicht mit den griechischen und unsern Gemälden und Reliefs zusammengestellt werden können: insofern die Absicht der Erzählung und Mittheilung vielleicht mindestens eben so sehr in ihnen bemerkbar ist, als die der blofsen Darstellung. Beide Absichten scheinen in ihnen noch vereint, ihr Gegensatz noch unentwickelt. Wir können in ihnen die Stufe der amerikanischen Schrift wiederfinden und in ihrer Anwendung neben der Hieroglyphenschrift den schon erwähnten conservativen Charakter der Aegypter erkennen. Sie stellten religiöse Handlungen, Mythen, auch geschichtliche Begebenheiten bildlich dar und schmückten heilige und weltliche Bauwerke. Durch das Entstehen der eigentlichen Schrift wurden jene Darstellungen, die ursprünglich gewifs malende Schrift waren, von selbst

mehr in die Bahn der eigentlichen Kunst getrieben; und daß sie sich nicht zur vollkommenen Reinheit der Kunst erhoben, mag wohl an dem Ernste der Aegypter gelegen haben, dem das Wohlgefallen an der bloß schönen, zwecklosen Darstellung, dem heitern Spiele abging.

Wir gehen also davon aus, daß auch die Aegypter ursprünglich statt der Schrift Malerei hatten; die Chinesen hatten ursprünglich die Knotenschnüre. Schon hierin liegt die abstractere, phantasielose Richtung der chinesischen Schrift im Gegensatze zur ägyptischen ausgesprochen. Auch auf dieser Stufe, bei den Amerikanern, ist wohl der Absicht nach ein Unterschied zwischen Malerei und malender Schrift; aber diese Trennung liegt eben hier nur erst in der Absicht, ist erst, wie Hegel sagen würde, an sich vorhanden, noch nicht in der That. Ihre Schrift malt: hiermit ist die Indifferenz beider ausgesprochen.

Der erste Schritt nun, der hier zu thun ist, um aus der Malerei in die wirkliche Schrift überzugehen, ist ein höchst bedeutsamer, ein genialer, der eine neue Richtung einschlägt. Schon sogleich bei ihm nämlich ist nöthig, daß Das geschehe, worauf das Wesen der Schrift ganz eigentlich beruht, daß von dem darzustellenden objectiven Inhalte abgesehen und die Aufmerksamkeit auf die sprachliche Form des Gedankens gewendet werde. Hiermit ist sogleich der Boden der Anschauung, der Sinnlichkeit und ungegliederten Totalität verlassen. Man betritt das Reich der einzelnen gesonderten Vorstellungen, die wegen dieser Vereinzelnung schon etwas Abstractes sind etwas bloß Gedachtes (Sprache der Taubstummen S. 920—23.). Das Wort, sagen wir, ist Vorstellung, bedeutet aber Anschauung und Begriff, weist auf diese hin. Die Anschauung ist eben so wie das Gefühl unmittelbar nicht auszusprechen, es ist das bloße innere Abbild des Aeußern in seiner einfachen Ganzheit. Das Wort, die Vorstellung, ist nur ein Element, ein Glied dieses Ganzen, welches abgesondert vom Ganzen kein Dasein hat. In der Anschauung des Essens liegt der Essende, die Speise, das Gedeck und alles Dieses in be-

stimmter Bewegung in einander verflochten. Die sprachliche Vorstellung scheidet diese Elemente in den Wörtern. Die malende Schrift bleibt bei jener verflochtenen Einheit der Anschauung; ihr nächster Schritt ist der zur Auflösung dieser Einheit, womit sie in das Reich der Vorstellung, der Sprache tritt. Das Ding, wie es in dieser als für sich seiend bezeichnet wird, ebenso die Eigenschaften und Thätigkeiten für sich sind unwirklich; wirklich sind sie nur in beiderseitiger Complexion. Die malende Schrift stellt, wie die malerische Kunst, solche Complexe dar; das schreibende Bild muß sich an jene abstracten Vorstellungen, an das Wort wenden. Diese Isolirung der Momente aus dem Complex der Anschauung, wie dieselbe durch die Aufmerksamkeit auf das Wort ideell, d. h. in der innern Schriftform vollzogen ist, offenbart sich äußerlich so, daß die Bilder nicht mehr zu in einander verflochtenen Gruppen von Gestalten zusammentreten, sondern Bild gleichgültig neben Bild tritt. Die Totalität der concreten Anschauung wird zur Succession ihrer vereinzeltten Momente. Man tritt aus dem Reiche des Raumes in das der Zeit, des Denkens.

Es ist uns ein Beispiel aus der ägyptischen Schrift aufbewahrt, das ganz auf dieser Uebergangsstufe aus der malenden Ideenschrift in die Lautschrift gebildet ist. Wir meinen die Inschrift, welche Plutarch und Clemens von Alexandrien mittheilen: ein Kind, ein Greis, ein Sperber, ein Fisch und das Nilpferd. Diese fünf getrennt neben einander gezeichneten Bilder drücken fünf Wörter aus und lassen sich wirklich lesen: Geborene, Sterbende! Gott hasset Schamlosigkeit. Der Fisch, Symbol des Hasses, obgleich ein Ding, bezeichnet eine Thätigkeit, was an die vielen Sprachen erinnert, welche Nomen und Verbum nicht scheiden. A. v. Humboldt bemerkt hierzu (*Monumens I. p. 189. pl. XIII.*): *Pour exprimer la même idée, un Mexicain aurait représenté le grand esprit Teotl, châtiant un criminel: certains caractères placés au dessus de deux têtes auraient suffi pour indiquer l'âge de l'enfant et celui du vieillard: il aurait individualisé (d. h. in einen sinnlich bestimmten einzelnen Fall herabgezogen) l'action; mais le style*

de ses peintures hiéroglyphiques ne lui aurait pas fourni de moyen pour exprimer en général (d. h. in der Abstractheit der Vorstellung) le sentiment de haine et de vengeance. Der Mexikaner hätte sogleich eine Gruppe gebildet, welche die Anschauung der Züchtigung dem sinnlichen Auge in allen ihren materialen Bestimmungen eines Thueden, eines Leidenden und des Mittels, in ihrem sinnlichen Verhältnisse zu einander, nebst der Andeutung der Bewegung, vorgeführt hätte. Aus diesem Beispiele geht klar hervor, wie hoch die ägyptische Schrift in ihrem ersten Auftreten schon, auf einer Stufe, die noch jenseits der eigentlichen Hieroglyphenschrift liegt, über der mexikanischen steht. Man wird zugestehen, wir haben hier eine andere Gattung der Schrift.

In einzelnen Fällen kann es scheinen, als hätten auch die Mexikaner schon diese höhere Stufe gekannt. Wenn sie den sitzenden König mit seinem Namenszeichen malen, dann Schild und Pfeile, und daneben das Sinnbild einer Stadt, so liesse sich Das wohl in obiger Weise lesen: der König eroberte die Stadt. Da Dies aber nur ein einzelner Fall ist, der dem allgemeinen Charakter der Schrift, wie er in der Mehrzahl der Fälle sich zeigt, widerspricht, so bleibt es mehr als zweifelhaft, wird sogar unwahrscheinlich, dafs der Mexikaner das Bewußtsein und die Absicht gehabt habe, mit jenen Bildern getrennt drei Wörter zu schreiben. Es führt nichts eigentlich darauf, durch Schild und Pfeile die Thätigkeit des Eroberers als isolirte Vorstellung bezeichnet anzusehen und dazu den König als isolirtes Subject, die Stadt als Object anzunehmen. Das ganze Bild, wovon diese Gruppe ein Theil ist, zeigt die gewöhnliche mexikanische Schreibweise. Darum wurde wohl auch dieses nur so gefafst, dafs der König andeutete, es solle etwas berichtet werden, was unter ihm vorging. Die Waffen deuteten einen Krieg an, eine Eroberung, welche sich auf die Stadt bezog, deren Sinnbild daneben steht: Gewöhnlich wird die Eroberung durch zwei kämpfende Krieger, von denen der eine offenbar unterliegt, dargestellt; gelegentlich konnte es ja wohl einmal durch blofse

Waffen geschehen. Wir finden also hier eine Erzählung durch drei Gruppen dargestellt, die allerdings einfacher als gewöhnlich sind. In der obigen ägyptischen Inschrift dagegen ist die Beziehung jedes Bildes auf ein Wort unverkennbar, denn als Bilder herrscht zwischen ihnen keine Beziehung.

Genau genommen aber dürfen wir auch in dieser Inschrift noch nicht Wortschrift anerkennen; hier ist vielmehr erst Vorstellungsschrift, also noch immer Bedeutungsschrift, noch nicht Lautschrift: insofern man zwar nicht mehr die totale Anschauung, aber auch noch nicht die Sprache in ihrer eigenthümlichen Natur, sondern nur erst die partielle Anschauung bezeichnete. Eine solche enthält immer noch viel mehr concrete, sinnliche Elemente, stellt viel mehr einen einzelnen augenblicklichen Fall dar, als die allgemeine sprachliche Vorstellung. Diese Schrift gibt uns ein Bild, also nur ein Individuum mit seinen zufälligen Bestimmtheiten, während das Wort für dasselbe nicht mehr ist als der leere Punkt, an den sich alle möglichen Prädicate des bezeichneten Dinges anknüpfen lassen. Das Wort Kind ist das leere Band aller Prädicate des Kindes. So steht das Wort als Vorstellung in der Mitte zwischen der Anschauung einerseits, der immer nur der beschränkte einzelne Fall, die besondere augenblickliche Lage eines Dinges gehört, und dem Begriff andererseits, welcher die wesentlichen Momente in sich schließt. Es ist zwar frei von den zufälligen Bestimmungen der Einzelheit, aber auch leer an wirklicher Erkenntniß, reine Möglichkeit zur Aufnahme von Bestimmungen, welche es in seinem Prädicate erwartet. Ganz leer ist allerdings auch die sprachliche Vorstellung nicht; sie ist nicht reines Nichts, ein mathematischer Punkt. Denn entweder hebt der Laut onomatopoëtisch irgend ein sinnliches Merkmal hervor, oder auf höherer Stufe greift der sprachbildende Geist aus den vielen möglichen Prädicaten, nicht ohne Willkür, eins heraus — wie bei Kind das Erzeugte — um dieses als Grundlage für alle übrigen, als Substanz, hinzustellen. Von dieser sprachlichen Eigenthümlichkeit stellt das schreibende Bild nichts dar; es geht nicht

blofs seinen eigenen Weg in der Kennzeichnung der Sache, sondern nimmt auch zu viel aus der sinnlichen Anschauung mit auf und beschwert dadurch das Denken mit überflüssiger sinnlicher Last.

Diese Vorstellungsschrift führt nun allerdings in der Hieroglyphenschrift, wie in der chinesischen nicht mehr die Alleinherrschaft; aber sie ist in beiden noch als Element und übt vorzüglich die malerische Wirkung, die beiden, besonders der erstern angehört. Zu diesem Charakter ihrer äufsern Form kommt nun als der der innern ihre durchweg symbolische Natur. Denn es muß schon sogleich das wirkliche Bild als Symbol der Vorstellung gelten, eben so wie die Onomatopöie. Denn in dieser Vorstellungsschrift ist ja zwischen dem Bilde und der bezeichneten Vorstellung eine viel gröfsere Entfernung als zwischen dem Bilde der Amerikaner und ihrer bezeichneten Anschauung. Zwischen diesen herrscht Congruenz, zwischen jenen in Wahrheit kaum eine gewisse Aehnlichkeit. Das Bild des Kukuks verhält sich zur Vorstellung von diesem Vogel nicht anders als dieses Wort Kukul. Hieran schliessen sich die eigentlichen Uebertragungen, Symbole, an denen die Hieroglyphen so ungemein reich sind. Endlich aber entsprechen sich Hieroglyphe und Wortbildung darin, dafs wie diese ein Prädikat zur Benennung der Substanz verwenden, jene aus dem ganzen Bilde nur ein Glied, das gerade wesentliche, herausheben: statt einer ganzen menschlichen Figur werden blofs die Arme, die Beine gezeichnet. Auch in dieser Beziehung zeigt sich die Ueberlegenheit der ägyptischen Hieroglyphe über die mexikanische. Jene gibt den charakteristischen Theil statt des Ganzen; diese gibt oft das Ganze um ein Glied verstümmelt, weil dieses gerade nicht nöthig ist. Wie unförmlich aber wird ein armloser Rumpf! Hier ist kein Symbol, sondern eine geschmacklose Abkürzung. Die demotische und chinesische Schrift gehen nun noch einen Schritt weiter. Indem sie nämlich das Bild in eine blofse Figur umbilden, geschieht etwas dem Aehnliches, was in der Sprache vorgeht, wenn im Laufe der Zeit die Etymologie des Wortes



vergessen und der Laut ein an sich bedeutungsloses Zeichen der Vorstellung wird. Für unser Bewußtsein ist der Laut Kind nicht mehr als die chinesische Figur für den Chinesen; nur das Organ der Wahrnehmung ist verschieden.

Zusammenhängende Sätze in dieser Vorstellungsschrift geschrieben werden sich wohl nicht leicht finden. Darum ist die oben angeführte Inschrift so bemerkenswerth. Sie beweist, daß man in einer gewissen Urzeit wirklich einmal so in Aegypten geschrieben hat. Es fehlt übrigens nicht an andern Spuren. Die Titel der Könige sind vielfach in derselben Weise geschrieben. So sieht man z. B. die Sonne (ein Kreis mit einem Punkt), eine Mauerzinne (ein Parallelogramm, dessen oberer Rand gezackt ist) und den Käfer und liest Dies: der König Befestiger der Welt\*). Untermischt aber mit Lautzeichen sind diese Bilder vielfach in Gebrauch als Vorstellungszeichen.

Schon rücksichtlich dieser Vorstellungsschrift tritt zwischen der chinesischen und ägyptischen Schrift ein Unterschied auf. Sie ist nämlich in jener, man darf vielleicht nicht sagen mehr; sondern nur anders entwickelt, mit Rücksicht auf innere und äußere Form; sie ist, wie wir es vielleicht am besten nennen, expliciter. Bleiben wir zunächst nur bei der ganz sinnlichen Vorstellung stehen, so kann schon diese nicht immer einfach bildlich dargestellt, sondern muß umschrieben werden. Es reichen aber auch Metaphern, Zeichnung des Theils für das Ganze, des Werkzeugs für das Werk, der Ursache für die Wirkung nicht aus. Einfache Bilder wollen nicht genügen; so greift man zur Vereinigung mehrerer, um eine Vorstellung zu bezeichnen. Wie sollte z. B. Honig durch ein einfaches Bild dargestellt werden, ohne daß Mißverständnisse eintreten könnten? Der Aegypter wählte in dieser Absicht die Biene und ein Gefäß. Durstig wurde geschrieben durch ein laufendes Kalb und Wasser (Champollion, Grammaire égyptienne p. 57.). Diese Schreibweise ist jedoch für Substantiva

\*) Lepsius, Lettre sur l'Alphabet hiéroglyphique p. 25. Aus dieser, allerdings schon 1837 erschienenen Schrift wird man neben Champollions Werken auch wohl heute noch die beste Belchrung über das Wesen der ägyptischen Hieroglyphenschrift gewinnen. Vgl. auch das ausgezeichnete Werk von Bunsen, Aegyptens Stellung, Thl. I.

und Adjectiva selten angewandt, jedoch häufig genug für Verba. Der Grund hiervon liegt wohl nur in der äußern Form der Schrift. Denn wenn vielfach eine Vorstellung durch zwei oder drei Bilder geschrieben worden wäre, so wäre unfehlbar die Schwierigkeit entstanden, daß man nicht gewußt hätte, wie man die Bilder auf die Vorstellungen vertheilen solle, da man kein Mittel hatte, die Zusammengehörigkeit der Bilder und ihre Getrenntheit anzudeuten. Jedes besonders dazu verwandte Zeichen aber würde durch seine einförmige Wiederkehr die malerische Wirkung dieser Denkmälerschrift geschwächt haben. Dieser Uebelstand fällt bei der Darstellung der Thätigkeiten weg; denn indem man hier einen Menschen oder bloß die Arme desselben zeichnete, welcher eben die zu bezeichnende Thätigkeit ausübt, oder der das Werkzeug dazu in der Hand hält, oder überhaupt die erforderliche Stellung und Haltung des Körpers hat, war die Einheit oder Zusammengehörigkeit mehrerer Bilder leicht erreicht. So schrieb man z. B. schenken, opfern durch einen Arm, ein Weingefäß haltend; führen, leiten durch einen Arm mit einer Peitsche; züchtigen durch einen aufrechtstehenden Mann, der einen hingestreckten oder knieenden schlägt; machen, bilden durch einen sitzenden Mann, der aus Thon ein Gefäß dreht; säugen durch eine Frau, welche ein Kind an der Brust hält. Es werden jedoch einige Thätigkeitsvorstellungen durch zwei getrennte Bilder geschrieben: schneiden, schlachten durch Messer und Fleisch; libiren durch Vase und Wasser. Diese Weise ist aber wieder selten; sie fügt sich offenbar nicht recht in das ganze System der Hieroglyphenschrift. Diese Gruppen wird übrigens Niemand mit den mexikanischen zusammenstellen wollen. Der Unterschied ist innerlich der, daß letztere einen wirklichen Vorgang bezeichnen sollen, erstere die bloße Vorstellung; und Dies offenbart sich auch äußerlich. Der Mexikaner würde nämlich um zu schreiben: Gott züchtigt den Frevler, diese beiden Persönlichkeiten in dem entsprechenden Verhältnisse zu einander zeichnen, und in einer Gruppe das Ganze, die Anschauung dargestellt haben. Für den Aegyptier ist die oben angegebene Gruppe all-

gemeines Zeichen für die abstracte Thätigkeitsvorstellung des Züchtigens, zu der er in jedem, besonders in jedem Falle das besondere Subject und Object getrennt daneben zu zeichnen hat.

Da also solche Gruppen in den Hieroglyphen selten sind, so liegt die ägyptische Symbolik bei weitem mehr und nach ihrer eigenthümlichen sinnvollen Weise in den einfachen Bildern. Bei den Chinesen im Gegentheil, deren Bilder früh Figuren wurden, waren die Zusammensetzungen leicht und sehr beliebt. So hatten sie ein Mittel, die Vorstellungen nach den ihnen inwohnenden Momenten zu bezeichnen, sie definitionsmäßig analytisch darzustellen. Sie legten in ihrer Schrift poetische Anschauungen, metaphysische und ethische Ansichten nieder. Sie schrieben z. B. Thräne durch Auge und Wasser; fürchten durch Herz und weifs; Zorn durch Herz und Slave; Charakter, angeborenes Wesen durch Herz und geboren; Vorstellung, Meinung durch Herz und Ton; lieben, bedenken durch Herz und verbergen. Sogar drei Figuren werden vereinigt: Strafe wird geschrieben durch Verbrechen, Wort (Richterspruch) und Schwerdt (Execution). So finden sich die Ansichten der Chinesen über die natürlichen und sittlichen Verhältnisse der Welt in ihrer Schrift wieder. Nach den sprachlichen Etymologien mag es kaum eine reichere und tiefere Quelle für vergleichende Völkerpsychologie geben, als diese Combinirung und Symbolik der Schriftfiguren. Dies auszuführen ist hier nicht unsere Aufgabe; wir haben nur den allgemeinen Standpunkt dieser Vorstellungsschrift zu bezeichnen, nicht in seinen Einzelheiten darzulegen. Wen diese anziehen, können wir auf die geistvollen Arbeiten Piper's verweisen: „Bezeichnungen des Welt- und Lebensanfanges in der chinesischen Bilderschrift.“

Diese Vorstellungsschrift lehnt sich nicht an die Sprache, sondern läuft neben ihr her. Ihre Bilder und Figuren bezeichnen wohl Dasselbe wie das Wort, aber nicht das Wort; sie haben an sich selbst einen anderen Inhalt. Wir haben hier zwei Vorstellungsreiche neben einander, und nicht blofs Dies, sondern die Begränzung der in beiden ausgedrückten Anschauungen und Begriffe fällt nicht immer zusammen; jedes von beiden hat seine eigene Symbolik und, so zu sagen, seine

eigene Synonymik. Wie niemals zwei Wörter aus verschiedenen Sprachen sich vollständig dem Inhalte und Umfange ihrer Bedeutung nach decken, so auch nicht das ägyptische und chinesische Wort und Schriftbild. Dies ist nun der Punkt, weswegen man die Vorstellungsschrift eine Art Sprache genannt hat. Es ist richtig, wenn Humboldt bemerkt. (Zusammenhang d. Schr. S. 23.): „Fand nun die ägyptische Hieroglyphenschrift in der Welt, aus der sie ihre Zeichen entlehnte, feste und unveränderliche Bedingungen und einen auf ganz andern Gesetzen, als welche das System der Sprache im Denken befolgt, beruhenden Zusammenhang“ — was nach dem Obigen auch auf die chinesische Schrift paßt — „so ist die wichtigste Frage die, welches System sie in der Bezeichnung der Begriffe befolgte, um diese Verschiedenartigkeit zu verbinden und zu dem letzten Ziel aller Schrift zu gelangen, Zeichen, Laut und Begriff schnell, sicher und rein zu verknüpfen?“ — Dies ist richtig und die Beantwortung dieser Frage haben wir uns im Vorigen wie im Folgenden vorgesetzt; aber wir können es nicht billigen, wenn H. aus der dargelegten Natur der Vorstellungsschrift folgert, daß (das. S. 34.) „sie wirklich eine eigene gedachte und geschriebene Sprache war,“ da uns vielmehr daraus nur hervorzugehen scheint, daß die sichtbaren, äußern Zeichen jener Schriftarten nicht eigentlich die Sprache, sondern zunächst nur gewisse der Schrift ganz eigenthümlich angehörende Vorstellungen und erst mittelbar durch diese die Rede, kurz, daß sie diese bestimmte innere Schriftform bezeichnete, welche allerdings in China und Aegypten eine ganze, der Schrift gehörende Weltanschauung umfaßte. Auch hier zeigt also Humboldt, daß er die innere Schriftform nicht abgeschieden festhalten konnte. Wenn ihm das innere Alphabet mit dem Articulationsgefühl verschmolz, so wandelte sich ihm hier die innere Form der Vorstellungsschrift in ein ganz fremdartiges Wesen, in eine Art Sprache.

Wir haben jetzt den Uebergang von der Vorstellungsschrift zur Lautschrift darzulegen. Dieser wurde jedenfalls durch folgende Eigenthümlichkeit der Sprache befördert, wel-

che gewissermaßen dazu einlud. In einer Sprache, wie die chinesische, welche so arm an Lautgebilden ist, daß sie nur etwa 450 einsylbige Wörter besitzt, ist es nicht zu umgehen, daß eine Lautform, ein Wort mehrere, ja sogar viele, ganz verschiedene Bedeutungen habe. Wie es sich in Wahrheit mit dieser Thatsache verhalten mag, haben wir hier nicht zu erörtern; um sie aber vielleicht richtiger auszudrücken, könnten wir sagen, daß das chinesische Ohr ursprünglich wohl niemals tausend Wörter unterschied, so daß wenigstens unter allen Umständen die Thatsache bestehen bleibt, daß für das Ohr der Chinesen zu allen Zeiten viele Bedeutungen sich in einem Laute begegneten. Aber auch in dem reichen Sanskrit findet sich diese Erscheinung der Homonymie, nur in ungleich schwächerem Grade; doch drei oder vier Bedeutungen hat auch hier mancher Wurzellaut — und in welchem Sprachstamme möchte Dies nicht der Fall sein? Auch im Aegyptischen war es so, zumal da man die den Consonanten inwohnenden Vocale nicht beachtete. Nun haben wir heute leicht sagen, daß dieser Umstand dazu führte, ein Bild mit Absehung von Dem, was es darstellt zum bloßen Zeichen eines ganz andern Gegenstandes zu machen, dessen Namen oder Wort eben so lautete, wie der Gegenstand des Bildes, also ein Bild als inhaltsleeres, abstractes Lautzeichen ohne Rücksicht auf die mannigfache Bedeutung dieses bezeichneten Lautes zu verwenden. Hierin läge der außerordentliche Sprung von der Bedeutungsschrift zur Lautschrift — aber ein Sprung, der eine so starke Abstraktionskraft voraussetzt, eine solche Uebung im Loslösen des Lautes von der Bedeutung, (und zwar eine um so größere, als man durch das Bild immer so stark auf die Bedeutung hingewiesen wurde), daß man nicht begreift, wie jene Völker sie plötzlich erlangt haben sollten, da sie ursprünglich immer nur die Vorstellung, nicht das Wort, bei ihrer Schrift im Sinne hatten. Hier nur kurzweg vom Homonymprincip reden, heißt einer vorliegenden Thatsache einen Namen geben, aber nicht dieselbe erklären. Die Kluft zwischen den beiden Hauptclassen der Schriften ist zu groß, als daß er sich ohne Wei-

teres begreifen ließe; wir verlangen eine Brücke, eine Mittelstufe, und diese scheint mir in der That gegeben in den Fällen, wo die Gleichheit des Lautes zweier Wörter mit einer verwandtschaftlichen Beziehung ihrer Bedeutung zusammentrifft. Wenn z. B. das Bild eines Uhu, eines Nachtraben zuerst diesen Vogel, der ägyptisch *ba* hieß, und dann die Seele, ebenfalls *ba* gesprochen, bezeichnet, so war wohl die Beziehung der Vorstellungen — denn wie sollte man die Seele malen? — das ursprünglich maßgebende; die Gleichheit des Lautes mußte sich aber wohl sehr bald aufdrängen. Wenn ferner gesagt wird, daß der Geier wegen seiner vorzüglichen Liebe zu den Jungen für Mutter, *mu*, geschrieben worden sei, so mag Das wohl richtig sein, und in dem hebräischen Namen *rāchām* liegt vielleicht etymologisch eine sehr ähnliche Beziehung; es ist aber auch schon vermuthet worden, daß der Geier ägyptisch, wie die Mutter, *mu* hieß und von der im Koptischen erhaltenen Wurzel *mo* stamme, welche *nehmen* bedeutet; sodafs hier eine ähnliche Anschauung zu Grunde läge, wie bei *accipiter* — obwohl mir nach Pott die Ableitung von *accipere* zweifelhaft scheint — und bei unserm Geier, zusammenhängend mit *Gier*. Die Gans steht, wie man sagt, ebenfalls wegen der Mutterliebe, für Sohn; Beide mögen aber auch den gleichen Laut *schar* gehabt haben. Am schönsten liegt ein solches Zusammentreffen von Laut- und Bedeutungs-gleichheit in wahren Etymologien vor, wo die Gleichheit des Lautes nicht zufällig ist, sondern durch die der Bedeutung erzeugt. Dies mag der Fall sein, wenn das Bild eines sprossenden Keimes für *jung*, *Kind* und *gebären* gebraucht wird, welche alle *mas* gesprochen wurden. Wenn das Präfix zur Bildung von Ordnungszahlen: *mah*, und *mah*, anfüllen mit gleichem Bilde geschrieben wurde, so mag hier ebenfalls die richtige Etymologie leitend gewesen sein.

Wie es nun aber in der Natur der Sprache liegt, daß die etymologischen Gründe der Wörter vergessen werden, so geschieht es auch in der Schrift mit den Gründen der metaphorischen Verwendungen der Bilder. In demselben Verhältnifs

aber, als in den obigen Fällen die Aufmerksamkeit auf den Grund der Uebertragung der Bilder abnahm, wuchs die auf den Laut, und so gewann man erst eigentlich mit dem Nachdenken über diese Lautverhältnisse Lautbilder. Wenn der Korb, neb, für Herr, neb, gesetzt wird, so war hier ursprünglich wohl eine Vorstellungsmetapher; diese trat in den Hintergrund, die Lautgleichheit drängte sich dem Bewußtsein auf, und nun wurde der Korb auch für das unbestimmte Fürwort neb, jeder, alles, gezeichnet. So gewöhnte man sich dann in dem Bilde weniger den Gegenstand, als den Laut zu sehen und die Vorstellungsschrift ward im Geiste der Aegypter zur Wortschrift. Man fing an einen Gegenstand durch ein Bild zu schreiben, bloß weil beide im Worte sich begegneten. Aus der chinesischen Schrift lassen sich für die dargelegte Entwicklung zahlreiche Beispiele nehmen; denn der größte Theil der chinesischen Schriftfiguren ist nach diesem Principe der Lautgleichheit gebildet. Wir kommen bald hierauf zurück.

Im Chinesischen sind alle Wörter einsylbig; aber auch im Aegyptischen ist der Stamm des Wortes gleichlautend mit der einsylbigen Wurzel. Die Wortschrift würde also sogleich Sylbenschrift sein. So schrieben die Aegypter den Namen eines fremden Fürsten rein syllabarisch Sa-pe-sche-ro durch vier Bilder, von deren gegenständlicher Bedeutung gänzlich abgesehen wurde\*). Ebenso verfahren die Chinesen. Jedoch weder Diese noch Jene bildeten sich eine vollständige syllabarische Schrift aus, d. h. eine Schrift, die so viele Zeichen gehabt hätte, wie die Sprache Sylben hat. Dagegen liefert uns die japanische Schrift ein schönes Beispiel einer Sylbenschrift. Die Sprache der Japanesen ist nämlich aus nur 47 Sylben zusammengesetzt. Ihre Wörter sind natürlich meist mehrsylbig, und ihre Sylben bestehen bloß aus einem anlautenden Consonanten mit auslautendem Vocal. Als die Japanesen chinesische Schrift kennen lernten, entlehnten sie aus ihr für jede ihrer 47 Sylben ein Zeichen, vereinfachten dieselben noch und erhielten

\*) Lepsius, das. p. 35.

so eine äußerlich sehr bequeme Schrift. Aber eben nur eine phonetisch so unentwickelte Sprache läßt sich mit einem solchen Syllabar schreiben; und indem sie es zuläfst, begünstigt sie ebensowohl die Bildung desselben, als sie den Trieb zur weitem Auflösung der Laute einschläfert. Die höher organisirte ägyptische Sprache, mit Sylben in den mannigfachsten Formen, hätte ein sehr unbequemes, weil an Zeichen sehr zahlreiches Syllabar erfordert; Dies hätte sogar für das Chinesische gegolten.

Indessen ist es gar nicht dieser Umstand, die Unbequemlichkeit der vielen Sylbenzeichen, welche Aegypter und Chinesen auf dem Wege zur Bildung einer syllabischen Schrift aufhielt, als vielmehr, daß selbst das vollständigste Syllabar wegen der Vieldeutigkeit der Sylben immer noch durchaus ungenügend zu einer deutlichen Gedankenmittheilung geblieben wäre; denn jede Sylbe würde zu Mancherlei haben bedeuten können, als daß die Lesung hätte leicht und ohne viele Mißverständnisse von Statten gehen können. Dies gilt allerdings vorzüglich vom Chinesischen, wo manche Sylbe an 50 Bedeutungen und darüber haben mag, aber immerhin auch vom Aegyptischen, wo das Bild eines Bandes (*bandelette*) als Sylbenzeichen *m a h*, aufser dieser ihm angehörenden Bedeutung noch folgende gehabt hätte\*): *remplir*, *ceinture cubitus* (*l'aune*), *l'aile* (*la plume*), *nom d'une déesse* und endlich noch das Ordinal-Präfix. Im Chinesischen bedeutet der Laut *tscheu*: kreisen und umschließen, Wasserwirbel, wanken und wogen, Wasserbecken, die krause Oberfläche des bewegten Wassers, Insel. Die Verwendung eines Bildes für diese Wörter — wie viel es sein mögen, wagen wir nicht zu bestimmen — wird durch die doppelte Beziehung des Lautes und der Bedeutung leicht erklärlich. Hatte man aber einmal das Bewußtsein, daß die vorliegende Figur Zeichen des Lautes *tscheu* ist, so konnte und wollte man auch noch folgende Wörter, die ebenfalls *tscheu* lauten, damit schreiben: eine Pflanzenart, eine Baumart, eine

\*) Lepsius, *das.* p. 51. 52.



Weinart, ein mythologisches Pferd, Eselin, Namen eines Thales und einer Dynastie, Seide, tief, helfen und trösten, Vogelgezwitzcher und scherzen und zanken, spazieren gehen, Geschwätz, antworten. Eine chinesische Sylbenschrift, Das sieht man, war unmöglich.

Indessen bedurfte es nicht einmal dieser Vieldeutigkeit, um den ursprünglichen Schriftbildnern die Lautschrift als ungenügend erscheinen zu lassen. Es ist erst noch die Frage, in wie weit wohl jene Vielheit der Bedeutungen dem lebendigen Sprachbewußtsein gegenwärtig war und ist. Blicken wir nun auf uns selbst. Wenn wir in das Wörterbuch der deutschen, oder einer andern uns recht geläufigen Sprache sehen, so finden wir uns gewiß überrascht, wie viele verschiedene, theilweise entgegengesetzte Bedeutungen ein Wort hat. Denn hieran haben wir meist noch nicht gedacht, weil wir in der lebendigen Rede mit jedem Worte nur eine Bedeutung verbinden und nicht daran denken, daß wir dasselbe Wort in einer andern Rede Verbindung in ganz anderem Sinne genommen haben. Die Synonymik sogar ist noch älter als die Homonymik, d. h. man bemerke wohl eher, daß zwei Wörter ungefähr Dasselbe sagen, als daß ein Wort Verschiedenes sage. Ohne indessen hiermit der Homonymie für die Schriftbildung ihre Bedeutung absprechen zu wollen, sagen wir nur, daß sie nicht allein, sondern daß überhaupt die Vertretung eines Bedeutungsbildes durch ein Lautbild die Schrift undeutlich machte. Denn wir dürfen nicht unbeachtet lassen, wie fremdartig es einen Leser und Schreiber, der an reine Bedeutungsschrift gewöhnt war, berührt haben mußte, ein Bild vor sich zu sehen, das er unbeachtet lassen sollte, um, geleitet durch die bloße Vermittelung des Lauts, der gar nicht gegeben war, an etwas mit diesem Laut Verbundenes zu denken. Und war man auch schon darauf gefaßt, Lautbilder zu finden, und wurde auch etwa besonders angedeutet, ob das Bild ideographisch oder phonetisch zu nehmen sei, so ist nicht zu übersehen, daß für den Anfänger überhaupt Lautzeichen eine so gewaltsame Abstraction zu sein scheinen, daß sie ihm nicht

leicht klar werden. Wir könnten wohl an den Kindern bemerken, daß sie zwar schon im Stande sind eine einfache Geschichte nachzuerzählen, wenn man sie ihnen vorliest, aber nicht, wenn sie dieselbe selbst lesen.

Wir können nun drittens noch die bloße Gewohnheit, den Gegenstand eigentlich oder uneigentlich gezeichnet zu sehen, hinzunehmen, um die Erscheinung zu erklären, daß, wenn man ein Wort durch ein für diesen Laut bestimmtes Bild geschrieben hatte, man noch das Bedeutungsbild hinzufügte. So behielt man Bedeutungs- und Lautschrift neben einander und schrieb Alles doppelt, phonetisch und ideographisch. Solche neben den phonetischen Bildern stehende ideographische nannte Champollion *Determinativa* und schied die der Art von denen der Gattung. Zu erstern gehören die besondern Thiere und Dinge, ein Ochs, Sonne u. s. w., welche entweder eigentlich oder uneigentlich gezeichnet wurden, indem man den Kopf des Ochsen statt des ganzen Thiers, die Sonne statt des Tages setzte; durch letztere wird die Gattung, die Classe bezeichnet, in welche der geschriebene Gegenstand gehört; z. B. der hintere Theil eines Ochsenfelles ist Gattungszeichen für alle vierfüßigen Thiere. Ausgesprochen wurden natürlich diese *Determinativa* nicht.

Man muß sich die Absichtlichkeit der Schriftbildner, ihre Ueberlegung, wie wohl die größtmögliche Deutlichkeit erlangt werden könne, ja nicht zu bestimmt denken. Sie schrieben in dem Drange, was sie im Bewußtsein hatten, sichtbar zu machen. Das war ein dunkler Gefühlsdrang, dessen Befriedigung der Maßstab für die Deutlichkeit der Schrift war. Aus diesem Drange flossen gewiß die meisten Erscheinungen ganz unmittelbar; einzelne wenige mögen allerdings dadurch entstanden sein, daß das unbefriedigte Gefühl schon mehr zum Nachsinnen auf Abhülfe anregte, ohne daß indeß eine klare Erkenntniß der Ursache der Unbefriedigung vorausgesetzt werden dürfte. Wir möchten in dem ganzen Verlaufe der Schriftentwicklung mehr ein Getriebenwerden, als ein Fortschreiten erkennen und in keinem Punkte mehr Absichtlichkeit



zugestehen, als z. B. bei der Schreibung einer unsinnlichen Vorstellung durch das Bild eines sinnlichen Gegenstandes unabweisbar ist. Hier liegt aber gewiß weniger die Wirkung einer Absicht vor, als vielmehr bloßer Ideenassociation. Wegen dieser Absichtslosigkeit eben war das Festhalten am Alten so natürlich. War man durch die Sache selbst zu Lautbildern geführt worden, wie wir oben zeigten, so konnte es noch lange dauern, ehe man darauf verfiel, daß durch dieselben die Bedeutungsbilder überflüssig geworden wären, und behielt auch diese bei. Darum scheint mir der Namen Atterminativ-Bilder insofern unpassend, als derselbe eine Absichtlichkeit andeutet, die besonders bei denen der Art gewiß nicht vorhanden war. Die neue phonetische Schreibweise drängte sich vor; aber die Gewohnheit fügte das alte ideographische Bild hinzu. Später wurden sie vielleicht bloß des Schmuckes wegen beibehalten. Denn dienten einmal die Inschriften zugleich zur Verzierung, so machte sich, wie wir auch noch unten in andern Fällen sehen werden, eine Schönheitsrücksicht geltend, die der Schrift als solcher fremd war. Wie mächtig aber die Gewohnheit war, und wie wenig diese Artbilder ursprünglich für das Bewußtsein der Aegypter als Determinativa galten, sieht man an einem Beispiele, welches Champollion (Gr. p. 81.) mittheilt. Der Satz nämlich: er gebe Ochsen, Gänse, Wein, Milch, Wachs, der häufig auf Grabsteinen wiederkehrt, wird zwar meist so geschrieben, daß den Lautbildern für die genannten Thiere und Dinge die ideographischen folgen; zuweilen aber stehen bloß letztere (Wein, Milch, Wachs werden durch verschieden geformte Gefäße bezeichnet).

Mit den Gattungsdeterminativen dagegen verhält es sich anders. Sie verdanken, wie mir scheint, ihre Entstehung eben so wenig einem bewußten Streben nach Deutlichkeit, wie die Artbilder, waren aber von vornherein das Erzeugniß einer gewissen formellen Denkhätigkeit, welche sogleich mit der Vorstellung, wie wir sie oben als Stufe des Bewußtseins von der Anschauung geschieden haben, auftritt. Ich vermute, daß, wie es ja auch Sprachen gibt, besonders die sogenannten

einsylbigen, welche den Benennungen vorzüglich der lebenden Geschöpfe, aber auch der todten Dinge, regelmässig den Gattungsbegriff hinzufügen, gewiss nicht um deutlicher zu sprechen, eben so die ägyptischen Bildner der Schrift, vielleicht schon vor der Auffindung der Lautbilder, durch einen Trieb nach Bezeichnung von Kategorien, geleitet wurden, dem Artbilde das Gattungsbild beizugesellen. Da wir keine Ueberreste von rein ideographischer Schrift der Aegypter haben, so läßt sich diese Vermuthung nicht durch Thatsachen beweisen. Der Umstand jedoch, daß wir so häufig neben der Lautbezeichnung nicht blofs das Art-, sondern auch das Gattungsbild finden; daß ferner sogar, wo das Artbild ohne Lautbezeichnung steht, also die reine, alte ideographische Schrift auftritt, das Gattungsbild hinzugesetzt ist: (s. Champ. p. 83.) zum Löwen das Zeichen für Vierfüßler, zur Lotusblume das Gattungszeichen für Pflanze (p. 89.), zum Bilde für Süd, Ost, West das Gattungszeichen für Gegend, Lage (p. 97.), zum Artbilde: Wasser das Gattungsbild Flüssigkeit (p. 99.): Dies macht unsere Vermuthung, daß die Gattungsbilder älter als die Lautbilder, also gar nicht zur Deutlichkeit, sondern zur Bezeichnung einer Kategorie geschaffen sind, höchst wahrscheinlich. Wir können auch wohl noch hinzufügen, daß wie in den oben genannten Sprachen die Determinativ-Nomina einen Ersatz oder ein Analogon für unsere Scheidung der Nomina und Verba, welche jene nicht vollzogen haben, darbieten, so daß sie sich mit unsern Substantivendungen zusammenstellen lassen, eben so in der ägyptischen Schrift ursprünglich wohl die Gattungsbilder Zeichen für die Substanz waren, um so mehr, da in der alt-ägyptischen Sprache oft Nomen und Verbum in der Lautform zusammenfielen. Freilich finden wir dasselbe Gattungsbild oft bei Nomen und Verbum in gleicher Weise, z. B. das Bild für alles Verhafste, was sowohl auf Dinge als Handlungen sich erstreckt. Das kann indess nicht Wunder nehmen, da ja die Gattungsbilder der Bedeutungsschrift angehören, welche, wie oben dargelegt ist, in ihren Kategorien und begrifflichen Sonderungen nicht mit denen der Sprache

zusammentrifft. Eine Kategorie wie die des Häßlichen, Schlechten gehört nicht in die Sprache. Dafs übrigens die Gattungsdeterminativa älter sind als die der Art, hat auch Lepsius (p. 60.) schon erkannt; wir möchten nur letztere überhaupt nicht als Determinativa ansehen und auch von jenen die Rücksicht auf bloße Deutlichkeit mehr fern halten. Insofern steht die Schriftbildung der Sprachschöpfung gewifs sehr nahe, wie alle jene Urthaten des Geistes, so dafs weniger ein bewußtes Zweckverhältnifs als vielmehr nur ein mehr ursächliches in ihnen anzunehmen ist.

Solche Determinativa hat auch die chinesische Schrift, nur mit dem äufsern Unterschiede, dafs in ihr Lautzeichen und Determinativ zu einer Figur zusammengesetzt werden. Ideell bilden beide Bilder auch für die Aegypter eine Einheit, und jener Unterschied zwischen der ägyptischen und chinesischen Schrift erinnert an den analogen zwischen den Sprachen, welche die grammatischen Wörter neben den Stamm setzen, und denen, welche dieselben mit dem Stamme verbinden. Um nun zu unsern obigen Beispielen zurückzukehren, so fügte der Aegypter dem B a n d e als dem Lautzeichen: mah, wenn es den Gürtel, die Elle, den Flügel bedeuten sollte, diese letztern ideographisch oder determinativisch hinzu; sollte es die Göttin bedeuten, so zeichnete er eine sitzende Frau daneben. Nur letzteres ist eigentliches, ursprüngliches Determinativ, Gattungsbild; die erstern Artbilder sind es nicht ursprünglich. Dafs aber der Aegypter sehr bald jedes ideographische, auch das Artbild, welches unausgesprochen neben einem Lautbilde stand, als Determinativ ansah, scheint aus der Stellung hervorzugehen, da auch die Art- wie die Gattungsbilder hinter die Lautbezeichnung treten. So würden wir uns ausdrücken, wenn sich nachweisen ließe, dafs ursprünglich das Artbild vor dem Lautzeichen stand; denn dann würde die veränderte Stellung die veränderte Auffassung des Artbildes, seinen Wandel aus einem ideographischen in ein bloß ergänzendes, determinativisches Element ausdrücken. Sollte aber von Anbeginn das Artbild nachgestellt worden sein, als nachträgliche Erinnerung der

ursprünglichen Ideographie, so könnte die Gleichheit der Stellung mit den Gattungsbildern erst darauf geführt haben, auch jenes wie diese als Determinativ aufzufassen. Im Chinesischen ist die Stellung gleichgültig und lediglich von der äußern Form abhängig. Das Determinativ schließt sich dem Lautbilde rechts, links, oben und unten an, tritt auch in die Mitte hinein, wie es dem Auge am wohlgefälligsten erschien. Nachdem nun aber einmal die Stellung fixirt ist, ist nur in sehr wenigen Fällen Willkür rücksichtlich derselben zurückgeblieben. Wenn das oben genannte Lautzeichen tscheu, kreisen, den Wasserwirbel bedeuten soll, so wird rechts das Zeichen für Wasser angeheftet; geschieht Dasselbe mit dem Zeichen für gehen, so bedeutet tscheu wanken, wogen.

Weder die Wahl des Determinativs, noch die des Lautbildes durfte der Willkür des Einzelnen überlassen bleiben; für jeden bestimmten Fall ist nur eins zulässig. Diese Beschränkung ist im Aegyptischen, wo die Homonymie überhaupt nicht zu sehr ausgedehnt ist, so groß, daß wohl für jede Sylbe nur ein Lautbild vorhanden ist. Man kann also wohl den Flügel durch das Band und den Flügel schreiben, aber nicht etwa auch umgekehrt das Band durch Flügel und Band. Im Chinesischen, wo die Homonymie so ausgedehnt ist, herrscht zwar größere Mannigfaltigkeit, aber für jeden einzelnen Fall unwandelbare Bestimmtheit, d. h. die meisten Sylben haben mehrere Figuren, durch welche sie geschrieben werden; ja sogar mehrere Determinativa haben zwei Formen; für den bestimmten Fall jedoch, für ein Wort in bestimmter Bedeutung, ist Laut- und Determinativzeichen mit wenigen Ausnahmen ein für allemal festgesetzt. Diese Mehrheit der Zeichen für denselben Laut und dieselbe Gattung, durch die Menge der Homonymen unentbehrlich, bietet nun auch den Chinesen ein Mittel dar, die feinsten Abschattungen der Bedeutung der Wörter, die zarten synonymischen Unterschiede, in der Schrift gesondert zu bezeichnen. Dies ist allerdings ein Vortheil der Schrift, durch welchen sie sich aber vom Boden der Sprache, dem sie sich durch das Lautzeichen ge-

nähert hatte, wieder gänzlich losmacht und eine rein ideologische Bahn einschlägt. So hat die Schrift den Chinesen dazu gedient, begriffliche Unterschiede klar und fest in ihrem Bewußtsein zu erhalten, zu denen die Sprache ihnen nicht die geringste Anregung, den geringsten Anhaltepunkt gewährt. Darum hat auch die Schrift für den Geist der Chinesen eine Bedeutung erlangt, wie bei keinem andern Volke. Wir bleiben bei unserm Beispiel stehen. Nicht bloß Wasserwirbel, sondern auch Insel und Wasserbecken hießen *tscheu*. Man hätte zur Unterscheidung das Determinativ wechseln können; man änderte aber das Lautzeichen, und zwar so daß, wie bei Wasserwirbel das Zeichen für *tscheu*, kreisen, sowohl phonetisch als auch ideographisch wirkte, eben so für Insel das Lautbild *tscheu*, welches an sich bewohnbares, reich bewässertes Land bedeutet, und für Wasserbecken das Lautbild *tscheu*, Kahn, mit dem Gattungsbilde Wasser zusammengesetzt wurde. — Auch für *tscheu*, wanken, wogen, ist das Lautbild *tscheu*, kreisen, nicht bloß phonetisch. Spazieren gehen heißt ebenfalls *tscheu* und wird durch das genannte Lautbild *tscheu*, Aue, bewohnbares Land, neben Wasser geschrieben. Hier ist sogar das Lautbild bedeutungsvoller, als das Gattungsbild. *Tscheu*, herumgehen, dagegen unterscheidet sich von *tscheu* wanken bloß dadurch, daß eine Variante des Gattungszeichens gehen gewählt wird, allerdings keine reine Variante, da dieses an sich *tschü*, *ire*, jenes *tschī* *progređi* bezeichnete.

Die chinesische Schrift wurde mit dem Wandel der Bilder in an sich bedeutungslose Figuren immer conventioneller, wie es ähnlich der Sprache ergeht. Es kommt zuletzt nur noch darauf an zu scheiden, es sei wie es wolle, mit oder ohne Rücksicht auf die Bedeutung. Wenn *tscheu* Wasserwirbel durch ein zusammengesetztes Zeichen geschrieben wird, welches seine Definition, kreisendes Wasser, und den Laut enthält, so wird *tscheu* erwidern durch das gleichgültige Lautbild *tscheu*, Aue, mit dem Gattungsbilde, Wort, sprechen, also äußerlich dem Laute und bloß der Kategorie nach bezeichnet. Das Wort *tscheu* Geschwätz unterscheidet sich von

ihm nur dadurch, daß ein anderes Lautbild, das ihm der Bedeutung nach eben so gleichgültig ist, wie jenem jenes, nämlich der Kahn dem Gattungsbilde beigefügt wird. Aendert sich nun im Laufe der Zeit die Aussprache, so wird auch diese nicht mehr eigentlich durch die unverändert gebliebene Figur angedeutet, und das Gattungsbild ist dann noch das einzig Bedeutsame, und auch dieses oft nur durch eine ferne Anspielung. Da aber die Veränderung der Aussprache, etwa die Erweichung der anlautenden Tenuis, immer in vielen Wörtern analog vor sich geht, so wird in den meisten Fällen das Lautzeichen in vielen Figuren gleichmäÙig die neue Aussprache andeuten, in andern die alte. Dies ist der vorzüglichste Grund, warum die chinesischen Lautzeichen fast alle mehrere Aussprachen haben. Wenn die chinesische Schrift, indem sie ganz unabhängig von der Sprache die Unterschiede der Bedeutung bezeichnet, durchaus keinen Anhaltspunkt für die Sammlung der Bedeutungen unter einen Laut, ein Wort, gewährt; so wird sie doch dadurch, daß ein Lautzeichen die alte und die neue Aussprache angibt, ein Hilfsmittel zur Etymologie, das der Schreibung unserer neueren Sprachen, die von der neuen Aussprache abweicht, weil sie einen ältern Standpunkt der Sprache festhält, durchaus ähnlich wirkt.

Unter den chinesischen Gattungsbildern sind die häufigsten und anziehendsten: Mensch, Mund, Frau, Sohn, Dach, Herz, Hand, Seidenfaden, Pflanze, Gewürm, sehen, sprechen, Kostbarkeit, gehen, Kopf, Pferd, Fisch, Vogel, schwarz. Wenn man den verschiedenen Umfang dieser Begriffe betrachtet und noch hinzunimmt, daß im Chinesischen gewöhnlich 214 Determinativa oder Gattungsbilder gezählt werden, während Champollion, abgesehen von den Artbildern, nur 18 aufstellt, so sieht man schon, daß wohl in beiden Schriftarten die gleiche Tendenz nach solchen Determinativen herrschte, daß aber die Ausbildung in ganz anderer Weise geschah. Der hauptsächlichste, hier in Betracht kommende, Umstand ist wohl der, daß, während die ägyptische Schrift weiter auf der Bahn der phonetischen Bezeichnung fortschritt, die chinesische auf dem



Standpunkte, den wir eben besprechen, stehn geblieben ist. Der grösste Theil der chinesischen Zeichen ist eine Zusammensetzung eines phonetischen und eines ideographischen Zeichens. Es wurde aber, eben weil man in der Lautbezeichnung auf der untersten Stufe stehen blieb, nicht einmal zwischen Laut- und Bedeutungszeichen scharf geschieden; sondern beim Streben nach Lautbezeichnung erhielt sich immer noch die Neigung, den Begriff des zu schreibenden Wortes durch Angabe seiner charakteristischen Momente, gewissermassen in einer Definition, wie wir oben gesehen haben, zu schreiben. So bildete sich eine Menge von zwitterhaften Zusammensetzungen der Figuren, deren phonetisches Element zugleich auch ideographisch wirkt. Die Fülle von Homonymen unterstützte diese Zwitterbildungen. Andererseits ist zwar ein gewisses Bewusstsein von Gattungsbildern beim Schreiben der Thier-Namen und ähnlicher, die sich für die Anschauung leicht classificiren, sehr bemerkbar: man schrieb z. B. die Namen der Fische, indem man mit Fisch das betreffende Lautzeichen mit Absehung von dessen Bedeutung verband; man schrieb Wolf, Fuchs, ebenso durch ein Lautzeichen und die Figur für Hund; aber man schied erstlich nicht zwischen Art- und Gattungsbild, wie man schon an diesen und obigen Beispielen sieht; und zweitens blieb auch dieses Determinativ nicht rein ein solches, sondern wurde auch symbolisch dazu verwandt, das Moment eines Begriffs bei der definitionsweisen Schreibung zu bezeichnen. Das Bewusstsein vom Laute drang im Geiste der Chinesen nicht durch; es fehlte ihm an Kraft, weil an Nahrung aus der Sprache: da die chinesische Sprache, phonetisch betrachtet, die armseligste auf Erden sein mag. Wegen der lautarmen Sprache also, wegen der daraus folgenden schwachen, unlebendigen Auffassung des Lautes, sonderten sich Laut- und Bedeutungszeichen nicht genug, und damit war die weitere Entwicklung jener wie dieser abgeschnitten. Wir haben es in der folgenden Entwicklung nur noch mit der ägyptischen Hieroglyphenschrift zu thun.

Nachdem wir gesehen haben, wie das Bewusstsein von

der Sylbe entstanden ist, kommt es auf die Auflösung derselben in die Urelemente (*πρώτα στοιχεία*) an. Man hat sich auch hier des Denkens überhoben, indem man sich mit dem Worte Akrophonie begnügte, welches die Thatsache, daß gewisse Bilder den Buchstaben bezeichnen, mit welchem der Name des dargestellten Dinges beginnt, wohl bezeichnet aber nicht erklärt. Wie soll man darauf verfallen sein, die Eule für den Buchstaben *m* zu zeichnen, weil dies Thier *m u l a d s c h* (so heißt es auf koptisch) genannt wurde! den Adler oder das Schilfblatt für den Vocal *a*, weil sie *a h e m*, *a k* auf ägyptisch hießen! Kurz, es ist die Frage, wie gerieth man auf die Analyse der Sylben in einfache Laute? Die Sprachen mit einfachem, besonders immer gleichförmigen Sylbenbau, die Sprachen, deren Sylben alle mit Consonanten anlauten und auf Vocale auslauten, sind sehr geeignet zur Sylbenschrift, regen aber nie zur Buchstabenschrift an. Dagegen erscheint offenbar der mannigfaltigste Sylbenbau in der ägyptischen Sprache, welche consonantisch an- und auslautende und vocalisch an-, in- und auslautende Sylben besitzt, als die kräftigste Anleitung zur Zergliederung. Hatte man ein Lautzeichen für *m e n* und eins für *e n*, so konnte bald die Aufmerksamkeit sich darauf richten, daß ersteres um *m* dem letztern überlegen sei. Die Gemeinsamkeit des *k* in *k a*, *k a m*, *k a t* und *s k a* (opfern, schwarz, bauen, pflügen) mochte das Bewußtsein auf dieses *k* lenken, besonders wenn solche Vorstellungen aus irgend einem Grunde mit einander associirt waren. Ferner mußten auch die einconsonantigen Prä- und Suffixe mit stumpfem Vocal, wie die reinvocalischen, die Aufmerksamkeit der Schreibenden auf sich lenken und das Bewußtsein von Buchstaben erwecken. Nur ein Lichtstrahl brauchte in einen empfänglichen Kopf zu dringen, und es mußte schnell immer heller und heller werden.

Ursprünglich mochte man die Zeichen für grammatische Partikeln, z. B. das Genitivzeichen *n* mit vorschlagendem dumpfen *e*, für Sylbenzeichen ansehen. Man hat bis jetzt etwa 70 Sylbenbilder aufgefunden. Der Gebrauch derselben war beschränkt: man konnte nicht jedes *m e n* durch die Mauer-

zinne, jedes ur durch die Bachstelze, jedes ün durch den Hasen schreiben. So schrieb man gewifs auch anfangs nicht jedes en durch die gezackte oder gerade Linie. Man wollte nun etwa die Sylbe men durch die Mauerzinne schreiben, vielleicht in einem Falle, welcher bisher immer in anderer Weise geschrieben wurde. Da mochte es nöthig scheinen, durch irgend etwas besonderes diese neue Anwendung hervorzuheben und zu verdeutlichen. Es können aber noch viele andere Antriebe, von denen wir heute keine Ahnung mehr haben, dazu gewirkt haben, zur Mauerzinne noch einmal das lautliche Zeichen für die letzte Hälfte seiner Aussprache, für en, hinzuzusetzen. So stand nun eigentlich men + en da. Doch der Aegypter wufste bald, dafs das beigefügte en so wenig besonders zu lesen sei, wie das Determinativ, und sah gewifs in diesem en nur ein lautliches Bestimmungsbild. Das Gattungsbild drückte ja in gewissem Sinne ebenso einen Theil des Artbildes aus, wie das nachgesetzte einfachere Lautbild einen Theil des vorangehenden Sylbenbildes. Durch das hinzugefügte en verlor aber die Mauerzinne von ihrem Lautgehalte men so viel als dieser Zusatz betrug, d. h. sie galt blofs für m.

Die Entstehung der Zeichen für die einfachsten Lautelemente liegt jenseits aller Geschichte und aller erhaltenen Inschriften. In welcher Weise in Wirklichkeit jeder einzelne Consonant und Vocal abstrahirt, aus der syllabarischen Verbindung losgelöst ward, ist nicht mehr nachzuweisen. Wir können nur, da uns so mancherlei Stufen der Schriftentwicklung in den einzelnen Erscheinungen der Hieroglyphen vorliegen, diese in solche Beziehung zu einander zu bringen suchen, dafs wir eine ideale Entwicklung einer Stufe aus der andern, und also endlich die allgemeine Möglichkeit der Entstehung der Consonantenzeichen erkennen. Mehr als diese Möglichkeit, als die verschiedenen Anregungen, die der Aegypter in seiner Sprache und vorherigen Schrift zur Entdeckung der einfachen Laute hatte, wagen wir hier nicht zu geben. Diese lagen nun in den verschiedenen Mittelzeichen zwischen den in we-

nigen bestimmten Fällen angewandten Sylbenbildern und den freien Consonanten.

Ein solches Mittelverhältniß zeigt sich also in den Zeichen, die, wie das obige *men*, dadurch, daß man das letzte Glied des Lautes besonders hinzusetzte, zur Bezeichnung des Anfangslautes herabgedrückt wurden. So wurde das Sylbenzeichen *mas* oder *mes* mit unbestimmtem inlautenden Vocal dadurch ebenfalls zu bloßem *m*, daß man noch ein *s* hinzufügte, welches man vielleicht zuerst schuf, um das Causal-Präfix der factitiven Verba *s* zu schreiben. Denn die Gleichheit und Verschiedenheit von Wörtern wie: sprechen und sprechen machen u. s. w. konnte den Aegyptern nicht entgehen, und gerade, wenn man solche Thätigkeiten ideographisch schrieb, mußte man beim präfixirten *s*, welches die Stammbedeutung so eigenthümlich änderte, stehen bleiben und eine Bezeichnung desselben suchen.

Die hier angedeuteten Punkte scheinen schon fruchtbar genug, um schnell ein ganzes Alphabet zu entwickeln. Es treten hier factisch die mannigfaltigsten Erscheinungen auf. Wurde z. B. die gebratene Gans (Lepsius p. 76.) dadurch zum *s*, daß man, da es ursprünglich die Laute *nt* in sich schloß, *n* und *t* noch besonders hinzufügte, so konnte man vor die Gans noch ein *s* hinzufügen, und so war das Wort zwei Mal geschrieben, in Wort- und in Consonantenschrift. Die Gans konnte in zweiter Stelle stehen, aber auch in letzter.

In der angedeuteten Weise gewann man für jeden einzelnen Laut mehrere Zeichen. Kalligraphische Rücksicht beförderte Dies. Denn nicht jedes Bild schließt sich in einer dem Auge wohlgefälligen Weise an jedes andere. Man mußte nach dem Verhältnisse der ganzen Gruppe wählen können. War man aber in der dargelegten Weise auf Akrophonie gerathen, die gewiß ursprünglich von einsyllbigen Wörtern ausgeht, so konnte man später mit Bewußtsein auch von zweisyllbigen Wörtern, wie von *muladsch*, Eule, das *m* ablösen und durch das Bild dieses Vogels schreiben. Höchst wahrscheinlich waren hierbei gewisse Vorstellungen leitend, die

wir hoffen dürfen, später noch mit Wahrscheinlichkeit errathen zu können.

Der allgemeine Gang in der Entwicklung der hieroglyphischen Lautzeichen ist also der, daß diese von äußerster Beschränktheit zu immer größerer Freiheit des Gebrauchs vorschritten. Ein kleines Gefäß z. B. ist in der alten Zeit noch beschränktes Sylbenzeichen: nu, in der mittlern schon als n in freier Anwendung.

Gewohnheit und Determination sind die beiden polarischen Kräfte der Hieroglyphenentwicklung; erstere erhielt das Alte, letztere drängte zum Fortschritt. Durch das Zusammenwirken beider entsteht oft eine wunderlich gehäufte Schreibung. Wahrheit, Gerechtigkeit, z. B. wurde symbolisch durch das Bild der Elle geschrieben; diese Ideographie genügte ursprünglich gewiß vollständig. Das Lautbewußtsein erwachte; man wollte den Laut für Wahrheit: ma, ebenfalls sehen und fügte zur Elle die Sichel als Sylbenzeichen ma. Diese Determination schien bald auch zu schwach und man fügte den Arm als Vocal a hinzu, wodurch die Sichel zu bloßem m ward. So liegt in der Schreibung des einen Wortes die ganze Geschichte der Schrift.

Hiermit ist unsere Betrachtung der Schrift, in der Auffassung und dem Umfange, wie wir zu Anfang derselben angegeben haben, geschlossen. Bei unserm Streben, Ideen aus Thatsachen zu entwickeln, können wir uns höchstens mit der Hoffnung schmeicheln, so viel geleistet zu haben, als nach dem heutigen Stande der Erforschung der Thatsachen möglich ist. Diese aber, Das mögen unsere Beurtheiler bedenken, ist auf allen Gebieten, die wir hier berührt haben, noch unvollkommen. Zu einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Geschichte der chinesischen Schrift ist noch nicht einmal ein Anfang gemacht. Rücksichtlich der ägyptischen Schrift waren wir auf Champollions Grammatik beschränkt, welches, für die Umstände, unter denen es entstand, bewundernswür-

dige Werk leider durch viele Druckfehler unzuverlässig geworden ist. Der öfter citirte Brief des Hrn. Prof. Lepsius aber ist eben nur ein Anfang zu einer tiefern Auffassung. Hätten wir die Thatsachen auch nur vollständiger vor uns liegen gehabt, so würden unsere Ideen klarer, unsere Entwicklung weniger lückenhaft geworden sein. Jetzt können wir nur wünschen und hoffen, daß wir weder falsche Thatsachen zu Grunde gelegt, noch Lücken durch subjective Einbildungen ausgefüllt haben.

Es lag nicht in unserer Aufgabe, nach der psychologischen Entwicklung noch die historische zu geben, obwohl wir nicht verkennen, daß auch diese manche wissenschaftlich, und sogar psychologisch wichtige Erscheinung entdecken lassen würde. Aber noch ist das Dunkel, welches die Verbreitung der Schrift umhüllt, von keinem Strahl der Erkenntniß durchdrungen. Sollten wirklich, wie vermuthet worden, alle semitischen und auch indischen Schriften aus Aegypten stammen, oder, um es vorsichtiger und wohl auch richtiger auszudrücken, mit der ägyptischen in Verbindung stehen?

Zum Verständniß unserer Classification sei noch bemerkt, daß ich unter Sylbenschrift eine Schrift verstehe, wo ein Zeichen zwei Consonanten oder mindestens einen Consonanten mit einem ihm inwohnenden Vocal bezeichnet. Dies ist in der persischen Keilschrift, wo z. B. von einem Diphthongen, ai, au nur das zweite Element ausdrücklich geschrieben zu werden braucht, weil das erste dem Consonanten selbst inwohnt, und auch im indischen Devanagari, welches kein Zeichen z. B. für r, sondern nur für ra hat, welchem ein besonderes Zeichen hinzugefügt werden muß, um es in r zu verwandeln — wohl der Fall, aber nicht in den orientalischesemitischen Schriften, wo der Consonant ohne einen bestimmten Vocal in sich zu haben, mit jedem gesprochen werden kann, wo also nur der Vocal unbezeichnet bleibt. So verhält es sich sogar mit dem äthiopischen Alphabet. Die persische und indische Sylbenschrift mag genauer bezeichnend sein, als die semitische; aber reinere Buchstabenschrift ist diese.

Jene beiden sind offenbar aus einer Sylbenschrift ent-

wickelt. Es ist gefragt worden, ob es möglich sei, daß eine Buchstabenschrift mit einem Schlage erfunden werden könne, oder ob sie nothwendig durch das Syllabar hindurchgehen müsse. Lepsius (S. 37.) sagt: La preuve la plus évidente, pour qui a compris l'absurdité de la supposition qu'on aurait jamais pu inventer une écriture à consonnes pures, est celle que l'écriture hiéroglyphique et hiératique ne se servent point d'un des signes crus voyelles comme complément d'une consonne précédente à une syllabe entière. Humboldt dagegen sagt (Lettre à Mr. Jaquet S. 94.) nachdem er anerkannt hat, daß das Devanagari die Fortentwicklung aus einer Sylbenschrift sei, dennoch: Je ne crois pas que l'écriture alphabétique ait dû être nécessairement précédée de l'écriture syllabique; une telle supposition me paraît trop systématique. Lepsius harter Vorwurf, der sich bloß auf eine empirische Thatsache stützt, ist schon deswegen ungerechtfertigt, weil möglicherweise eine andere Thatsache das Entgegengesetzte sicher beweisen könnte; und es ist eine schöne Ironie, daß Humboldt dem Empiriker zu strengen Systematismus vorgeworfen hat. Wir freilich werden Dies nicht nachsprechen. Wir suchen den Fehlern des Systematismus zu entgehen; aber unsystematisch ist nur der Verrückte. Wer denkt, denkt zusammenhängend, d. h. systematisch. Die Frage ist nur, ob etwas richtig und wahr, oder falsch sei. Nun nehme ich allerdings, mit Humboldt, die Möglichkeit an, daß ein Volk auf einen Wurf Buchstabenschrift erzeugen könne. Ich lasse mich hiervon nicht abbringen durch die Thatsache der Hieroglyphen, auch nicht dadurch, daß ein Tschirokese und ein Neger des Vei-Stammes in ihrem Suchen nach Schrift erst auf Wortschrift verfielen und dann bei der Sylbenschrift stehen blieben. Es ist jedenfalls bemerkenswerth, daß die Sprachen beider einen der japanischen ähnlichen phonetischen Bau haben, der der Sylbenschrift so günstig, der Buchstabenschrift so ungünstig ist; es ist Dies um so bemerkenswerther, als vielleicht alle übrigen amerikanischen Sprachen aufser dem Tschirokesischen und viele afrikanische Sprachen einen entwickeltern

Sylbenbau haben. Immer aber bliebe die Frage, ob nicht, was dem Neger und dem Indianer und sogar dem Aegypter nicht gelungen ist, einem indogermanischen Volke habe gelingen können. Ich glaube in der That, den Deutschen hätte leicht dieser Ruhm zu Theil werden können. Sie hatten vor der Bekanntschaft mit den Griechen und Römern, d. h. bevor sie schrieben, eine eigenthümliche Art Alphabet in ihren Runen, ein Alphabet, dem um diesen Namen vollständig zu verdienen, nur die Anwendung als Schrift fehlte. Man höre hierüber Liliencron (zur Runenlehre, besonders abgedruckt aus der Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur. 1852. S. 17 ff.). Er weist nach, daß die Runen gemeinsames Gut aller deutschen Stämme seien und aus der Zeit vor der Trennung der Zweige herrühren. Man ritzte nämlich Runen und sang dazu Zauberverse zum Behufe von Zaubereien. Aus der Rune konnte man den Zaubervers erkennen; folglich mußten jene „irgend etwas ausdrücken, welches einen wesentlichen Theil dieser bildete. Fragen wir nun, was zunächst formell die Grundlage des urgermanischen Verses bildet, so ist dies der Stabreim (Alliteration) d. h. der gleiche Anlaut zweier oder dreier Worte eines aus zwei Halbzeilen bestehenden Verses. Dieser gleiche Anlaut theilt aber in der alten Poetik den Namen mit den Runen; beide heißen mit ein und demselben Worte *Stafr* (*Stab*) . . . Das todte Zeichen an sich galt für nichts; es ward erst lebendig und wirksam durch Singen oder Sprechen des Verses, dessen Stab es war.“ Hierbei wird man an die Zauberslieder und Zauberschrift der Nordamerikaner erinnert. Doch wie könnte man den Unterschied übersehen! Ich will nicht davon reden, daß letztere rohe bildliche Darstellungen hatten; vielleicht waren die Runen ursprünglich nichts Besseres; der innere Sinn ist das Wichtigere. Die Deutschen verstanden „unter der allen Dingen inwohnenden Rune die Wahrheit der Dinge; indem man also der gleichsam von den Dingen abgeschabten Rune durch den Zauberspruch Leben einhaucht, setzt man auf solche Art die Wesenheit der Dinge in zauberkräftig wirkende Bewegung. Wir



haben also nur die Runen als mystische Zeichen dahin zu bestimmen, daß sie in ihrer Reihe nicht die Buchstaben in unserm Sinn, sondern die Zahl der Anlaute darstellten, auf deren Gleichklang die altgermanische Poesie gebaut ward . . . Das Erkennen und Absondern des Anlauts der Worte war auf praktischem Wege durch ein Grundbedürfnis der Poesie herbeigeführt worden“ und so war in der innern Wahrnehmung der Laute ein Alphabet entstanden, dem auch das äußere Zeichen nicht fehlte. Durch die Alliteration waren die Deutschen auf ein nach dem Principe der Akrophonie gebildetes Alphabet gerathen, das eben nur auf seine schriftliche Anwendung harrete. Als daher die Deutschen die Römer schreiben sahen, so verstanden sie die Sache sogleich. Es brauchte Niemand erst ein Alphabet zu erfinden, sondern man griff schnell zu den Runen, die man schon hatte. Man war innerlich und äußerlich zur Schrift ausgerüstet, bevor man das Bedürfnis nach ihr hatte. Welches Volk kann ein Gleiches von sich rühmen?

O, wenn doch die Deutschen wüßten, wer sie sind!



Von demselben Verfasser sind bei den Verlegern dieser Schrift erschienen:

**DIE SPRACHWISSENSCHAFT WILHELM VON HUMBOLDT'S  
und die Hegelsche Philosophie.**

gr. 8. geh. 1848. 20 Sgr.

Es lag dem Verfasser zunächst und zu allermeist daran, die Unhaltbarkeit der dialektischen Methode Hegels dadurch zu beweisen, daß er zu zeigen suchte, wie diese über sich selbst hinaustreibt zur genetischen, welcher Wilhelm v. Humboldt huldigt. Hierauf giebt er eine Darstellung der Grundlagen und des Ziels der Sprachwissenschaft Humboldt's mit beständiger Zurückweisung der unberechtigten Forderungen und gehaltenen Leistungen der Dialektik.

---

DIE

**CLASSIFICATION DER SPRACHEN**

dargestellt als die Entwicklung der Sprachidee.

gr. 8. geh. 1850. 15 Sgr.

Diese Schrift enthält zuerst eine Kritik der bisherigen Sprachclassificationen und damit der heutigen Sprachwissenschaft überhaupt. Besonders ausführlich wird Wilhelm v. Humboldt nach seiner genialen und mangelhaften Seite dargestellt. Darauf giebt der Verfasser nach einer neuen Auffassungsweise des Wesens der Sprache eine Eintheilung der Sprachen in dreizehn Classen in einer den natürlichen Pflanzen- und Thiersystemen analogen Methode.

---

**DER URSPRUNG DER SPRACHE,**  
im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles  
Wissens.

EINE DARSTELLUNG DER ANSICHTEN WILHELM V. HUMBOLDT'S, VERGlichen MIT DENEN HERDERS UND HAMANN'S

1851. gr. 8. geh. Preis 15 Sgr.

Es lag dem Verfasser vorzüglich daran, die Gebildeten überhaupt, besonders aber die Metaphysiker und Psychologen auf die hohe Wichtigkeit der Frage nach dem Ursprunge der Sprache dadurch aufmerksam zu machen, daß er den Zusammenhang derselben mit dem Verhältniß von Gott und Menschen, Unendlichem und Endlichem, Leben und Tod, Allgemeinem und Einzelnem nachwies. Außerdem hat er seine früheren Arbeiten über W. v. Humboldt hiermit ergänzen gewollt.

---

Im nächsten Jahre wird von demselben erscheinen:

## VERGLEICHENDE DARSTELLUNG

eines afrikanischen Sprachstammes

(SUSU, MANDINGO, BAMBARA, VEI),

nach seiner phonetischen und psychologischen Seite.

Von dem Institut National gekrönte Preisschrift.

(wird vorbereitet.)

Der Verf. beginnt mit dieser Schrift die Ausführung seines *Versprechens*, eine *Sprach-Encyclopädie* zu liefern, welche die Sprachen als die Entwicklung der Sprachidee darstellen soll. Die Vergleichung der Lautform ist die Grundlage, auf welche gestützt, er den psychologischen Organismus der Völker, wie er sich in der Sprache kund gibt, darzustellen sucht.

---

ZWEI

### SPRACHVERGLEICHENDE ABHANDLUNGEN:

- 1) Ueber die Anordnung und Verwandtschaft des Semitischen, Indischen, Aethiopischen, Altpersischen und Aegyptischen Alphabets.
- 2) Ueber den Ursprung und die Verwandtschaft der Zahlwörter in der Indogermanischen, Semitischen und Koptischen Sprache

von

Dr. RICHARD LEPSIUS.

gr. 8. 1837. 1 Thlr.

Der Verfasser führt in der ersten Abhandlung mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit die Sätze durch, daß 1) die Ordnung der Buchstaben im alten semitischen Alphabete nach einem organischen Principe gemacht ist, daß diese Anordnung aber 2) genau und vom ersten Buchstaben an mit der historischen Entwicklung des Sprachorganismus übereinstimmt, woraus folgt, daß 3) das semitische Alphabet sich nur allmählig und zugleich mit der Sprache selbst so gebildet habe, wie wir es vorfinden. Hierdurch wird sein Ursprung in die Anfänge der Geschichte, und jedenfalls vor die Trennung des semitischen, ägyptischen und indoeuropäischen Stammes gesetzt. Dies führt auf eine Vergleichung des semitischen Alphabets mit dem indischen und den Hieroglyphen, und wird der gemeinschaftliche Ursprung dieser drei erhärtet. Dieses selbe doppelte Interesse, die Verwandtschaft jener drei Sprachstämme, wie den innigen organischen Zusammenhang von Sprache und Schrift nachzuwei-

sen, herrscht auch in der zweiten Abhandlung. Es wird demgemäß außer der Verwandtschaft der ägyptischen, semitischen und indoeuropäischen Zahlen auch die Uebereinstimmung zwischen der Bildung der Zahlwörter durch Zusammensetzung mit dem ägyptischen Ziffersysteme von der Zahl vier an bis zehn dargelegt. Die durchaus einfachen drei ersten Zahlen aber werden auf die Pronominalstämme zurückgeführt. Der Verfasser geht hierauf zu den Spuren des Duodecimalsystems und dem Decimalsystem über und schließt nach einer Abschweifung über die Bildung der Ordinalia das Ganze mit einer Nachweisung der ursprünglichen Femininformen der Zahlwörter.

---

**ZEITSCHRIFT**  
FÜR  
**VERGLEICHENDE SPRACHFORSCHUNG**  
AUF DEM GEBIETE  
DES  
**DEUTSCHEN, GRIECHISCHEN UND LATEINISCHEN**  
HERAUSGEGEBEN  
VON  
**DR. THEODOR AUFRECHT,**  
PRIVATDOCENTEN AN DER UNIVERSITÄT ZU BERLIN,  
UND  
**DR. ADALBERT KUHN,**  
LEHRER AM COELN. GYMNASIUM EBENDASELBT.

Ausgehend von der Ueberzeugung, daß das Gedeihen einer jungen Wissenschaft, wofür die vernunftgemäße Behandlung der historischen Sprachforschung zu halten man wohl berechtigt ist, nicht besser gefördert werden könne, als wenn zunächst gründliche Monographien umfassenderer Behandlung den Weg bahnen; und durch die Erfahrung belehrt, daß in dieser Beziehung es von Wichtigkeit sei, ein Organ zu besitzen, worin die mannigfachen Bestrebungen ihren Einigungspunkt finden, haben Redaction und Verlagshandlung sich entschlossen, unter Mitwirkung namhafter Gelehrten, die oben genannte Zeitschrift herauszugeben. Sie soll durch eine kritische Ergründung der genannten drei Sprachen, zu allermeist aber des etymologischen Theiles derselben, deren ursprüngliche Gestalt wieder aufbauen, die Bedeutung der ausgebildeten Formen erforschen, und hierdurch die Weise auffinden helfen, in welcher die Urvölker ihre Anschauungen in Raum und Zeit vermittelt der

Sprache ausgedrückt haben. Diese Untersuchung soll entweder durch eine methodische Behandlung einer der drei Sprachen, unter steter Berücksichtigung ihrer Dialekte, oder eine besonnene Vergleichung derselben unter einander, wobei das Sanskrit zu Rathe zu ziehen unentbehrlich sein wird, angestellt werden.

Der Umfang der Zeitschrift wurde auf das Deutsche, Griechische, Lateinische in doppelter Absicht beschränkt. Einestheils sind diese Sprachen unter den indoeuropäischen zu der reichsten Entwicklung gelangt; und andernteils waren und sind die Werke, welche in denselben niedergelegt sind, für unsere Bildung so bedeutsam, daß deren Grammatik der gründlichen Erforschung wohl vorzüglich bedarf und würdig ist.

Der Inhalt eines jeden Heftes zerfällt in Abhandlungen, bei denen alle drei Sprachen möglichst gleichmäßig berücksichtigt werden, Anzeigen, die die neuesten literarischen Erscheinungen, welche von einiger Bedeutung für die Sprachforschung sind, je nach ihrer Wichtigkeit ausführlicher oder kürzer besprechen; endlich Miscellen, unter welcher Rubrik kurze Bemerkungen über einzelne in anderen Zeitschriften erörterte Punkte geliefert, neu aufgefundene Wortetymologien mitgeteilt, überhaupt einen geringen Raum erfordernde Notizen zusammengefaßt werden.

Diese Zeitschrift erscheint in jährlich sechs Heften, die in der Stärke von je 5 Bogen und zu dem Preise von 15 Sgr. sich von etwa acht zu acht Wochen folgen. Subscribenten erhalten nach Erscheinen des sechsten Heftes unberechnet Titel und ausführliche Sach- und Wortregister.

Vollständige Exemplare des ersten Jahrganges (1851) sind in engl. Cartonnage zum Preise von 3 Thlr. 10 Sgr. zu erhalten.

ÜBER  
FRAUENNAMEN AUS BLUMEN

VORGELESEN

IN DER AKADEMIE AM 12. FEBR. 1852

VON

JACOB GRIMM.

gr. 4. geh. Preis 12 Sgr.

VERGLEICHENDE GRAMMATIK

des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Gothischen und Deutschen

VON

FRANZ BOPP.

Abth. I. bis V. 4. 14 Thlr. 25 Sgr.

Abth. VI. Schluss des Werkes. (in Kurzem fertig.) Preis ca. 3 Thlr. 20 Sgr.

